

Amanda Eyre Ward · Winterschwestern

Amanda Eyre Ward

Winterschwestern

Roman

*Aus dem Amerikanischen
von Almuth Carstens*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»How to be Lost« bei MacAdam/Cage, San Francisco.



Mix
Produktgruppe aus vorwiegend
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer, St. Pölten.

1. Auflage

Copyright © 2004 by MacAdam/Cage, San Francisco

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2006 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-75155-1

ISBN-13: 978-3-442-75155-6

www.btb-verlag.de

FÜR MARY-ANNE WESTLEY,
MEINE MUTTER, DIE ZUGLEICH
MEIN LEITSTERN IST.

Erster Teil

Am Nachmittag zuvor malte ich mir aus, wie ich es ihr sagen würde. Ich würde bei meinem Alter und meiner Reife beginnen, auf einen neuen Liebhaber anspielen und mit einem Strauß von Versprechungen schließen: Enkel, handgeschriebene Briefe, Pakete von Tiffany, die rechtzeitig vor dem großen Ansturm geschickt würden. Ich saß in meinem Apartment, trank Scotch und legte mir meine Worte zurecht. »Mom«, sagte ich zu Georgette, der Katze. »Mom, ich habe dir etwas Wichtiges mitzuteilen.«

Georgette räkelte sich faul auf dem Balkon. Auf der Straße heulte eine Ambulanz. Ein Mann mit Einkaufswagen stand unter meinem Fenster, aß Chickenwings und pfiß vor sich hin. Die Hitze hatte sich gelegt, aber der Geruch von New Orleans schien stärker zu werden: fauliges Fleisch, Schweiß und Bier.

»Mom«, sagte ich zu der Katze, »bitte hör mir zu.« Georgette ignorierte mich zwar weiterhin, doch der Mann mit dem Einkaufswagen schaute auf, und das nahm ich als gutes Omen.

Ich musste an dem Abend arbeiten, deshalb stellte ich mich nach dem Scotch und einem kleinen Nickerchen vor den Spiegel und trug Wimperntusche auf. Ich wollte auf europäische Art erotisch aussehen, also zwirbelte ich meine Haare mit den Fingern und steckte den Knoten mit Haarklammern fest. War das ein Chignon? Wie sprach man *Chignon* aus? Auf jeden Fall fiel mir das Haar nicht ins Gesicht, was der Gesundheitsbehörde gefallen würde. Ich wusch mir die Hände mit der Rosenseife, die meine Schwester mir geschickt hatte, und schlüpfte in hochhackige Schuhe. Als abschließende Geste malte ich mir einen Leberfleck in meinen linken Mundwinkel.

Im Highball hatte man uns gebeten, uns ein »glamouröseres Image zuzulegen«. Das ist ein wörtliches Zitat. Jimbo, der älteste Besitzer des Clubs, hatte angefangen, sich um Käufer für sein »kleines Stück Geschichte von New Orleans« zu bemühen. The Highball war die Cocktailbar auf der Spitze des World Trade Center von New Orleans. Sie drehte sich. Wenn man eine volle Stunde lang dasaß und teure, angeblich typische New-Orleans-Cocktails trank, konnte man die ganze Stadt sehen, vom trägen Mississippi über die verfallende Innenstadt bis zum French Quarter und wieder zurück zum gewaltigen Old Man River.

Jimbo hatte uns also angefleht, glamourös zu wirken. Ich glaube, er dachte, dass er, wenn wir uns aufdonnerten, trotz der alten, plüschigen Einrichtung und trotz unseres fortgeschrittenen Alters (ich war zweiunddreißig, und das in einer Stadt, wo viele Cocktailkellnerinnen minderjährige Ausreißerinnen sind) irgendeinen Yankee davon überzeugen konnte, dass der Highball ein exklusiver Club war

und nicht eine sich drehende Touristenfalle. Na gut, warum nicht? Mein vorheriger Look (nervös und übermüdet) hatte mir nicht allzu viele Verabredungen eingebracht. Also fuhr ich zusammen mit Winnie zu Payless Shoes und kaufte mir einige Paar Stöckelschuhe. Außerdem besorgten wir uns Netzstrümpfe und Parfüm. Und dann gingen wir in Bobby's Bar und tranken Bier aus riesigen Dosen, bis wir keine Vierteldollars mehr für die Musikbox hatten.

Mit hochgekurbelten Fenstern und voll aufgedrehter Klimaanlage fuhr ich langsam zum Highball. Es war ein herrlicher Abend. Die Leute saßen auf den Stufen vor ihrer Tür, tranken aus Papiertüten und schauten den Kindern beim Fußballspielen zu. Ich war eine der wenigen Weißen in meinem Viertel und eine der zahlreichen Kampftrinkerinnen. Ich winkte Lady B zu, meiner Vermieterin, die auf ihrer Verandaschaukel saß und ihrer Tochter Lela die Haare flocht. Lady B erwiderte meinen Gruß mit einem Zwinkern.

Obwohl es nicht nötig war, fuhr ich die Canal Street entlang, vorbei an Harrah's. Drei Studenten, mit Halsketten behängt, saßen auf dem Gehweg vor dem Kasino. Ihre Augen waren glasig, und sie tranken nicht von ihren Riesen-Daiquiris. Sie starrten einfach auf die Straße, völlig erledigt. Sie waren typisch für diejenigen, die irgendwann aufstehen und den Fahrstuhl zum Highball besteigen würden. Mehr als einer meiner Gäste war schon auf seinem Samtsessel eingeschlafen.

Oben im Highball ging es ruhig her. Winnie lehnte an der Bar. Ihr enges Kleid ließ keinen Spielraum für auch nur

einen Zentimeter Fantasie. Hinter dem Tresen mixte Peggy, die Yoga-Königin, einen Martini wie Tom Cruise, indem sie wild mit den Hüften wackelte. Ein paar Gäste sahen aus dem Fenster. Ein Pärchen knutschte wie besessen. Das Gute an einer sich drehenden Bar ist, dass eklige Gäste schnell aus dem Blickfeld verschwinden.

»Guck mal einer an!«, sagte Winnie, zeigte mit roten Fingernägeln auf mich und lachte heiser.

»Na und?«, fragte ich. »Das ist ein Chignon.«

Winnie und Peggy schauten sich an. Bisweilen überraschte ich sie.

Es war eine lange Nacht, und alle wollten Bourbon. Als meine Schicht zu Ende war, wollte sogar ich Bourbon anstelle meines üblichen Scotch. Peggy schenkte mir einen steifen Drink ein. »Ich habe Schiss vor morgen«, sagte ich zu ihr.

»Wieso?«

»Ich muss meiner Mutter sagen, dass ich über Weihnachten nicht nach Hause komme. Sie wird ausflippen.«

Peggy setzte sich auf den Hocker. Sie hatte ihre Augenbrauen vollkommen ausrasiert und dünne Striche gezogen. »Warum nicht?«, fragte sie.

»Was?«

»Warum fährst du nicht nach Hause?«, fragte Peggy. Sie goss sich selbst auch ein Glas Bourbon ein.

»Ach, das ist eine lange Geschichte«, sagte ich. »Erstens bin ich erwachsen und kann nicht zu jedem Feiertag nach New York fliegen, als ob ich noch im College wäre.«

»Ich war nie auf dem College«, sagte Peggy verträumt.

»Und meine Familie... na ja, die ist ein bisschen verkorkst, musst du wissen«, sagte ich.

»Wie das wohl wäre«, sagte Peggy.

»Was?«

Peggy nippte an ihrem Drink und guckte durch die riesigen Fenster auf die funkelnde Stadt unter uns. »Wer ich wohl geworden wäre«, sagte sie, »wenn ich aufs College gegangen wäre.«

»Ich bin aufs College gegangen«, sagte ich, »und ich bin auch hier.«

Peggy nickte. »Aber du bist du«, sagte sie.

Auf der Heimfahrt malte ich mir mein Weihnachten ganz für mich allein aus. Ich würde einen kleinen Baum für meine Wohnung kaufen und ihn mit Lichtern schmücken. Den Tag könnte ich im Kino verbringen oder im Napoleon House, wo ich ein Sandwich mit Salami, Käse und Oliven Salat – das berühmte Muffaletta – essen und mich gemütlich durch eine Flasche roten Hauswein trinken würde. Winnie hatte mich bereits zum Truthahnesen eingeladen, und ich würde zuschauen, wie ihre Kinder die Geschenke aufmachten. Oder ich könnte Weihnachten arbeiten und einen Batzen Geld verdienen. Jimbo bezahlte doppelt an Feiertagen.

Ich würde mir meine Schwester Madeline und ihren Mann Ron, der Investmentbanker ist, nicht antun müssen. Und die Weihnachtsparty. Meine Mutter bestand darauf, die Weihnachtspartytradition aufrechtzuerhalten, indem sie uns Taftkleider tragen ließ und den Barkeeper aus dem Liquor Barn anheuerte. Sie machte immer dieselben

Fleischbällchen, ein bisschen zu süß, und den Käseigel. Es muss eine Zeit gegeben haben, in der eine ungeheure Masse von orangefarbigem und rosa Käse, gespickt mit Nüssen und Petersilie, in Mode war, und meine Mutter hat sich über diese Zeit nicht hinausbewegt. Meine Mutter, die in den Sechzigern Model war, die Fondue liebte, die Käseigel machte und so strahlend lachte, dass ich am liebsten geweint hätte.

Im letzten Jahr trug ich die Kostümierung und wick Fragen über meine Karriere aus. (»Erzähl ihnen einfach, dass du noch rumprobierst«, hatte meine Mutter gesagt, »ich bitte dich.«) Ich trank zu viel Wein, lauschte den Investmentratschlägen meines Schwagers und stritt mich nicht mit Madeline.

Ich ging schlafen, ehe es zu einer Szene kam, aber mitten in der Nacht wachte ich auf. Die Gäste waren weg, und die Wohnung war still. Neben mir atmete meine Schwester langsam. An ihren geröteten Wangen klebten Haarsträhnen, und sie roch nach Gesichtscreme. Ich schaute sie an, die Krümmung ihrer Nase, ihre dünnen Lippen. Ihre Wimpern, von Mascara gesäubert, waren blass, und ihre Haut zierten spärliche Sommersprossen. In mancher Hinsicht war sie eine Fremde für mich, eine Upper-Eastside-Ehefrau, nervös und leicht beleidigt. Und dennoch, im Schein der Straßenlaterne vor dem Fenster war sie dasselbe Mädchen, das einst *Du und ich sind unsere Familie* zu mir gesagt und mich dabei mit ihrem Blick um ein Versprechen gebeten hatte. Ich berührte ihre Wange mit den Fingern, und sie bewegte sich, runzelte die Stirn, wachte jedoch nicht auf.

Unser Zimmer lag im zweiten Stock der Eigentumswohnung meiner Mutter, und ich ging nach unten, vorbei am Schlafzimmer meiner Mutter und am Arbeitszimmer, wo Ron auf der Ausziehcouch schlief. (Im ersten Jahr ihrer Ehe hatte Madeline zu Weihnachten zusammen mit ihm auf der unbequemen Couch geschlafen, aber seitdem schlief sie oben bei mir.) Ich hatte gehofft, einige übrig gebliebene Fleischbällchen zu finden oder mir aus dem Ahornrauschschinken der Harringtons und den kleinen Scheiben Roggenbrot ein Sandwich machen zu können. Also bahnte ich mir meinen Weg in Richtung Küche, doch während ich behutsam auftrat, um Ron nicht zu wecken, hörte ich etwas.

Ich wandte mich dem Geräusch zu und schloss die Augen. Es klang wie eine Art gedämpftes Atmen. Einen Moment lang überschwemmte mich eine Woge der Angst, denn ich dachte, es könnte ein Einbrecher sein, ein Räuber, Mörder oder Vergewaltiger, aber dann fiel mir ein, dass ich in einem Vorort von New York war und nicht in New Orleans, und dass die Wohnanlage meiner Mutter bewacht wurde. Ich trug Wollsocken und mein Weihnachtsthemd.

Meine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit. In der Küche, neben der gläsernen Schiebetür, die auf die Terrasse führt, sah ich eine Gestalt: meine Mutter. »Mom?«, sagte ich.

Sie schaute auf, und ich erkannte, dass sie weinte. »Mom? Was ist los?«

»Nichts«, erwiderte sie. Sie blinzelte rasch und fuhr sich mit dem Ärmel ihres Bademantels über die Augen. Als ich

bei ihr war – ein paar Sekunden später –, hatte sie sich gefasst. »Ich habe bloß über Weihnachten nachgedacht«, sagte sie mit einem falschen Unterton von Fröhlichkeit in der Stimme. Sie umklammerte das Bild in ihren Händen. Das verschwommene, aufgenommen vor Ewigkeiten an einem Herbstmorgen, als wir Ellie mit Blättern zugedeckt hatten.

»Oh Mom«, sagte ich.

»Nein«, sagte sie.

»Ich will nicht...«

»Caroline«, sagte meine Mutter ernst, »wir sprechen über Weihnachten und nur über Weihnachten.«

»Mom, es ist doch okay, wenn du sie vermisst.«

»Hoffentlich kriege ich einen Kaschmirpullover«, sagte meine Mutter.

»Mom, wir müssen darüber reden«, sagte ich. »Sie ist weg. Es ist nicht deine Schuld.«

»Und vielleicht welche von diesen süßen Pelzfäustlingen.«

Vom Schoß meiner Mutter, wo sie in einem Schwarzweißfoto gefangen war, schaute meine verschollene Schwester lachend zu uns auf.

Der nächste Morgen war trübe und schwül. Dezember in New Orleans: der dichte Dunst des Sommers endlich zerstreut. Georgette drehte sich zu mir um, als ich mich im Bett aufsetzte. Sie sah mich unverwandt an. Mein Kopf fühlte sich hohl an, wie ausgeschabt, und es tat weh, die Augen aufzumachen. Ich legte mich wieder unter mein Laken – es war blau geblümt – und wünschte mir, einen Mann zu haben, an den ich meine Haut hätte drücken können. In meinem Apartment war nur noch ein Schatten der nächtlichen Kühle vorhanden. Die Hitze drängte schon durch die Fenster, ehe die Sonne aufgegangen war.

Ich musste meine Mutter wegen Weihnachten anrufen, und dann musste ich mich wieder aufdonnern und Mitgliedern der Vereinigung amerikanischer Lungenchirurgen überteuerte Getränke servieren. Jede Woche flutete eine neue Welle von Konferenzteilnehmern in meine Stadt und landete unweigerlich im Highball. Irgendwann hatten wir es geschafft voranzuplanen: Die Amway-Woche verlief ruhig, Elektrolux-Vertreter standen auf Sekt. Das Erstaun-

liche an den Lungentypen ist, dass sie ebenso viel rauchen wie normale Menschen.

Ich rieb mir die Augen und gelobte mir, mit dem nächtlichen Alleintrinken aufzuhören. Von draußen ertönte das Krachen von Metall. Ich wohnte an einer Ecke mit durchschnittlich einem Unfall pro Monat. Ob es nun an den Trinkgewohnheiten meiner Nachbarn lag oder an den schlecht beleuchteten Straßen, es war schlichtweg deprimierend.

In der Küche machte ich Kaffee, indem ich den Rest aus der Tüte in einen Filter löffelte. Die Küche lag auf der Rückseite meines Apartments, deshalb musste ich mir die Folgen des Zusammenstoßes nicht anhören. Die Uhr auf dem Kühlschrank zeigte 6:34 Uhr. Meine Mutter würde bald wach sein, ihre Brötchen toasten und sie mit Butter bestreichen. Sie gab Milch und Zucker in ihren Kaffee. Ich trank meinen schwarz, aus einem blauen Becher, auf dem »Oberboss« stand, obwohl ich noch nie irgendjemandes Boss gewesen war.

Ich war zweiunddreißig und hatte seit einem Jahr keine Verabredung mehr gehabt. Seit neuestem hatte ich angefangen, mir vorzustellen, dass ich ewig allein sein würde. Für Kinder war ich schlecht gerüstet. Ich war ungeduldig, ich soff. Ich verbrachte ganze Tage mit Schundromanen im Bett, das ich nur verließ, um mir einen Trainingsanzug überzuziehen und mir im Taco Bell, dem mexikanischen Fast-Food-Restaurant, eine Tüte zu greifen (ich liebte Tortillachips mit Schweinebraten). Was für eine Mutter würde ich sein? Ich arbeitete nachts, hatte Tagträume von fremden Männern. Am liebsten aß ich Hotdogs. Von der Tank-

stelle an der Ecke. Drei für einen Dollar – ich verschlang sie alle. Ich hätte eine berühmte Pianistin werden sollen, stattdessen war ich Cocktailkellnerin.

Meine Mutter lebte in Holt, New York, dem Ort, wo ich aufgewachsen war. Er ist eine Kleinstadt, zwanzig Minuten von New York City entfernt, am Long Island Sound. Wenn man genau die richtige Position einnahm, hatte man von ihrer Wohnung einen Blick aufs Wasser.

Während der Kaffee brühte (ich liebte das Geräusch, mit dem er in die Kanne tropfte), holte ich mir die Zeitung von der Treppe vor meiner Tür. Die *Times-Picayune*, Karikatur einer Zeitung, derartig angefüllt mit schlechten Nachrichten, dass sie faszinierend zu lesen war. Besonders die Nachrufe interessierten mich. In New Orleans gab es ein Übermaß an Tod, jungen Heroinsüchtigen, Opfern von Schießereien in mittlerem Alter, betagten Damen, die bis zu ihrem Todestag Pall Malls rauchten.

Und da waren die Seiten mit Klatsch und Tratsch aus der Gesellschaft: frisch gekrönte Mardi-Gras-Königinnen, die Debütantinnen der Saison, Benefiz-Galas. Meistens las ich die Zeitung auf dem Balkon, sodass die Sonne mein Haar wärmte. Heute Morgen jedoch las ich in der Küche. Ich wollte den Unfall nicht sehen. Ich habe einmal miterlebt, wie Rettungsmannschaften ein Auto aufbrachen, und einmal ist genug.

Mein Kaffee war stark und heiß. Ich stellte den Deckenventilator an, fütterte Georgette und ließ mich zum Zeitunglesen nieder. Das Geräusch eines Krankenwagens wurde laut und verstummte dann. Auf der Titelseite stand wieder mal so ein blöder Artikel über die Saints und ihre

Forderungen nach einem neuen Stadion. »Absurd«, sagte ich zu Georgette. Die Todesanzeigen waren ganz hinten. Ich trank meine Tasse Kaffee aus und goss mir eine weitere ein. Mein Blick fiel auf eine Fotoserie mit frisch gebackenen Debütantinnen, die auf einer Poolparty herumtollten, jede mit einem Handtuch, in das ihr Monogramm gestickt war.

Das Telefon klingelte, und ich hob ab. »Schätzchen? Caroline?« Es war meine Mutter, früh auf.

»Hi, Mom«, sagte ich.

»Oh, Caroline!« Meine Mutter klang, als wäre sie den Tränen nahe, was morgens unüblich war. Im Allgemeinen wurde sie erst abends weinerlich, nach zu vielen Gespritzten. Als mein Vater an Leberzirrhose starb, schränkte sie ihren Alkoholkonsum ein, aber meistens ging sie nach wie vor beschwipst zu Bett.

»Was ist?«, fragte ich.

»Es ist deine Schwester. Es ist Madeline...«

»Was?«

»Es ist dieser Anwalt, der von den Simpsons. Sie wollen –« Ihre Stimme brach.

»Mom?«

»Oh Caroline«, sagte meine Mutter. »Der Prozess gegen diesen schrecklichen Mann ist im Januar. Gegen den, der...«

»Helen Simpson umgebracht hat.«

»Ja. Und sie... sie glauben... sie glauben, er...« Ihre Stimme verklang zu einem Flüstern. »...hat auch Ellie umgebracht.«

»Mom, ich weiß. Aber was hat das mit Madeline zu tun?«

»Sie will die Sache hinter sich bringen.«

Ich rieb mir die Augen. »Da komme ich nicht mit.«
»Es ist... oh, Caroline!«
»Mom, bitte. Bitte beruhige dich. Sonst kann ich dir nicht helfen...«
»Sie wollen, dass ich sie für tot erklären lasse!«
»Sie wollen, dass du Ellie für tot erklären lässt?«
»J-j-j-a-a«, stimmte meine Mutter erstickt zu. Ich hörte, wie sie sich die Nase putzte.
»Mom, hast du was getrunken?«
Schweigen. »Eine kleine Bloody Mary«, räumte sie ein.
Ich seufzte. »Versuch doch mal, dich zu beruhigen und mir zu sagen, was eigentlich los ist.«
»Schrei mich nicht an«, schluchzte sie, dann schnaubte sie sich wieder die Nase. »Auf jeden Fall«, sagte meine Mutter, »besprechen wir das nächste Woche zu Weihnachten.«
»Gut, äh, Mom, darüber wollte ich gerade mit dir reden.« Am New Yorker Ende der Leitung herrschte Stille. »Mom?«
»Ja?« Ihre Stimme klang angespannt.
»Die Sache ist die, na ja...« Visionen schwirrten mir durch den Kopf: ein gemächlicher Spaziergang durchs French Quarter, mein eigener Weihnachtsbaum. Georgette hörte auf, sich die Pfote zu lecken, und schaute mich an. »Ich kann dieses Jahr nicht nach Hause kommen«, sagte ich. Ich nippte an meinem Kaffee. »Mom?«, sagte ich schließlich.
Stille.
»Mom«, sagte ich, »ich höre dich atmen.«
»Du kommst Weihnachten nach Hause.«
»Nun, ich muss arbeiten, weißt du, und die Flugtickets... Ich meine, ich würde die Anzahlung noch zurückkriegen.

Weißt du, ich finde wirklich, dass es irgendwann, äh, an der Zeit ist...«

»Hast du einen Freund?«, fragte meine Mutter, Hoffnung wie ein Schmetterling in ihrer Stimme.

»Also, es ist so, dass Jimbo doppelt zahlt an...«

»Gibt es einen Mann in deinem Leben?«

»Mom, es ist so...«

»Eine Frau? Ich hätte Verständnis dafür, das weißt du, Caroline.«

»Mom! Nein, es gibt niemanden. Es ist eher so, dass...«

»Aha«, sagte meine Mutter ausdruckslos. »Gut, dann bis Mittwoch.«

»Mom, ich glaube, du hast nicht zugehört.«

»Die Weihnachtsparty ist am Donnerstag, und ich habe das schönste rote Kleid der Welt für dich. Und der Sohn der Royans ist immer noch ledig!« Sie schien ihre übliche manische Munterkeit zurückgewonnen zu haben. Ich brachte es nicht übers Herz, ihr zu sagen, dass der Sohn der Royans schwul war.

»Aber Mom, ich kann mir...« Sie wartete ab. »Ich kann mir kein Ticket leisten«, sagte ich schließlich.

»Caroline«, sagte meine Mutter, »du weißt doch, dass ich bezahle. Und ich brauche dich.« Sie schniefte ein bisschen, und ich verdrehte die Augen.

»Tut mir Leid«, teilte ich ihr mit, aber ich spürte bereits, wie mein Entschluss ins Wanken geriet. »Ach, Scheiße«, sagte ich.

»Ich mache den Käseigel«, kreischte meine Mutter.